

Lilofee und der Wassermann

2001



Über ihre Zukunft machte sich Lilofee kaum Gedanken. Erst als ihre älteste Schwester im Spätherbst heiratete, begann sie darüber nachzudenken. Das laute Fest war ihr ein Schreck. Sie sah mit Befremden ihre Schwester, als Braut geschmückt, inmitten betrunkenen Gäste sitzen und verkrampft lächeln. Sie beobachtete die rücksichtslosen, begehrlischen Griffe, mit denen der Bräutigam den Arm um die Taille ihrer Schwester legte und sein dummes, sattes Grinsen dabei, als hätte er etwas ganz Besonderes geleistet. Und kurz nach der Hochzeit vollzog sich eine ernüchternde Verwandlung bei ihm. Er mauserte sich von einem verliebten Gockel in einen Hahn, der eifersüchtig über die Hackordnung auf seinem Hof wacht. Und ihre Schwester? Noch als geschmückte Braut verlor sie ihr Lachen, sprach inzwischen nur noch vom Kinderkriegen, von Windeln und von seinen Lieblingspantoffeln. Und sie klagte über ihr Leben.

Wie lustig und lebensfroh waren die Schwestern früher gewesen! Nein, sagte sich Lilofee, so sollte es niemals werden, ihr Leben! Ihr Leben sollte ganz anders werden, erfüllt von Schönheit und Wahrheit und Lebendigkeit.

Und natürlich die Liebe.

Lilofee hatte noch für kein Lebewesen das empfunden, was sie sich unter Liebe vorstellte. Aber die Liebe würde kommen, das spürte sie. Nur würde sie ganz anders kommen als bei ihren Schwestern: wild und zart in einem. Sie würde ihn an der Hand nehmen und in ihr Reich führen und sie werden fühlen und sehen und atmen wie eins und sie werden eins sein mit alledem, was schön, was lebendig ist. Und sie würde neben ihm ein Mensch sein können so wie er auch. Sie wären einfach zwei Menschen, vielleicht eine Frau und ein Mann, aber ganz sicher vor allem anderen zwei Menschen.

Die Schwestern lachten Lilofee aus, wenn sie von solchen Träumen erzählte. „Dich wird wohl der Wassermann holen müssen!“ spotteten sie.

„Und wenn! Dann eben der Wassermann!“ sagte sie trotzig.

Es war in den Wochen, als die ersten frischen Halme zwischen den grauen und braunen Grasbüscheln des Vorjahres hervorkamen und die gelben Sterne des Huflattichs wie verlorene Goldmünzen auf dem eben getauten nassen Erdboden verstreut lagen.

Die saftroten Zweige der Trauerweide schimmerten schon grün. Der Himmel dehnte sich blau und weiß hoch über seine Grenzen hinaus. Das noch kahle Gezweig und

Geäst der Bäume zeichnete sich gegen ihn ab wie mit einem kräftigen Rötelstift nachgezogen.

Wenige Wochen vor Ostern, als eine klare Strömung an ihrer Uferstelle vorbeitrieb, sah sie, was sie fast vergessen hatte: das versunkene Schloss am Grunde ihres Sees. Die goldenen Türme glänzten hell, als könnte die Frühlingssonne bis dort unten hingelangen. Es war ihr mit einem Mal auch, als hörte sie Stimmen auf dem Seegrund, helle, fröhliche Stimmen. Die klare Strömung trieb vorbei. Das Schloss lag wieder wie ein Schatten, kaum erkennbar, fast nur geahnt, am Grunde des tiefen Sees. Sehnsucht ergriff sie.

Lilofee suchte seitdem immer wieder nach Umrissen des Schlosses am Grunde des Sees, sobald sie am Ufer angelangt war. Erst kaum bewusst, einer Angewohnheit gleich. Als sie eines Tages zum See hinunterkam, saß er an ihrem Platz am Ufer. Er war einfach da und sie erschrak nicht. Er war gekommen und es war gut so, sie hatte es erwartet und sie hatte es gewusst.

Sie setzte sich neben ihn und sie sahen gemeinsam auf den See, auf ihren See und auf seinen See. Und als er sie an der Schulter berührte und sie anlächelte, sagte sie:

„Gut, dass du nun da bist.“

Dass er aus einer anderen Welt kam, anders war, anders aussah, störte sie nicht. Er kam trotzdem irgendwie doch aus einer Welt, die ihre war. Und wenn sie neben ihm saß, fühlte sie, dass sie das Gleiche sahen, dass auch ihm der Flug des Mäusebussardes über den Wiesen jenseits des Sees nicht entging und dass auch er das leise Glucksen hörte, wenn die Rotaugen vor ihnen im Wasser nach Luft schnappten.

Und was er erzählte klang lange in ihr nach, schlug weiche Saiten in ihr an, lockte vertraute Melodien in ihren Kopf. Lilofee kam es so vor, als hätte sie einen Gefährten ihrer Kindheit wiedergetroffen.

„Weißt du noch, als die Büsche dort hinten ganz klein waren?“

„Kannst du dich noch an das Boot erinnern, das lange Zeit mit durchgeschlagenem Boden, gestrandet, verkehrt herum dort am Ufer lag?“

„Hast du auch Seeräuber gespielt in diesem Boot, bist über weite Meere gefahren, durch Stürme, hast gedurstet bei wochenlanger Windstille?“

„Weißt du noch, wie dort die Enten brüteten im Schilf, direkt neben dem Steg?“

Er schien dabei gewesen zu sein in all ihren Jahren hier unten, und ihr war es so, als sei er Teil all dessen, was sie so liebte an dieser Landschaft, nicht wegzudenken aus ihr und ebenso wie sie angefüllt mit all den Stimmungen, die sie hier erlebt und den Gedanken, die sie hier erwogen hatte.

Sie erzählte ihm von ihren Eltern, von der Burg und dem Leben dort. Er hörte lange und geduldig zu. Und mit gleichem Atem nahm sie in sich auf, was er erzählte von seinem Leben dort unten auf dem Seegrund. Es kam ihr so vor, als sei sie selbst in jenem versunkenen Schloss zu Hause, im kühlen, silbrigen Wasser zwischen den bunten Seeigeln und den wehenden Algen, als gehe sie selber ein und aus im versunkenen Schloss, als spräche sie mit dem alten König des Wassers und seinen vier Töchtern, als spiele sie ihre Spiele und äße sie ihre Speisen von der Steintafel im Muschelsaal.

Er aber sprach mit ihr auch von Dingen, über die er lange nachgedacht hatte. Und Lilofee kam sich vor wie ein Haus, in dem die Stühle zurechtgerückt werden, damit man besser lauschen kann, um die neue, längst erhoffte Botschaft zu empfangen. Der Wassermann sprach von seiner Sorge um den See, von der Zerstörung, die die Menschen gedankenlos anrichteten, wo immer sie sich niederließen, von den Kriegen, die sie miteinander führten, dem Gemetzel, bei dem Kinder starben wie Vieh. Er erzählte von seinen Angstträumen von einer Zukunft, in der die Menschen an diesem See Krieg mit den Wassermenschen beginnen würden, um sie auszurotten. Er konnte es in seinen traurigen Träumen sehen, wie sie die Wassermenschen aus dem versunkenen Schloss niedermetzeln und das Wasser des Sees rot vor Blut sein würde.

Ohne Frage, er war ein Wassermensch. Aber solange er bei ihr war, in ihrer Welt, hier bei ihr an ihrem See, sprach er ihre Sprache und die Sonne erwärmte seine Haut wie die ihre. Wenn sie den Weg zum See hinunterkam und ihn von weitem am gemeinsamen Platz sitzen sah, durchströmte sie ein Gefühl von vertraut Sein, wie sie es bis dahin nie gekannt hatte.

Wenn er nicht da war, fühlte sie Schmerzen, als sei ein Teil von ihr abgeschnitten. Dann wartete sie ungeduldig. Sie war sogar unfähig, ihre grünen Freunde zu begrüßen, bevor er endlich auftauchte und ihr mit seinem Lächeln ihre eigene geliebte Welt zurückschenkte.

Die grünen Freunde am Ufer betrachteten sie mit Nachsicht.

Außer seiner zärtlichen Berührung an ihrer Schulter bei ihrer allerersten Begegnung und seinen Blicken, die ihr Gesicht wie zwei Hände zu lieblosen schienen, hatte er sie nie angerührt.

Es war nachts in der dritten Woche, seit sie sich jeden Tag am See trafen. Sie lag wach und ihr wurde immer klarer, dass etwas sie dazu trieb, ihn anzurühren: sein Gesicht, seine Augen, seinen Hals, seine Brust und weiter, weiter schamlos und besitzergreifend alles, was er war, seine Männlichkeit und seinen ganzen Leib. Und in ihr erwachte eine plötzliche, heiße, ungebärdige Sehnsucht auch nach seinen Küssen, nach seinen Umarmungen, nach der Berührung seiner Hände auf ihren Schenkeln, seinen Händen auf ihrer Scham, nach seinem Leib in ihrem Leib.

Sie stand auf, trat ans Fenster, schaute wie früher so oft auf den Mond beschienen Burghof und dachte nur: „Ich will ihn“.

Morgens erwachte sie ruhig und voller Zuversicht, dass das geschehen würde, was sie erwartete.

Als sie ihn wiedersah, schmerzten ihre Handflächen wie verwundet und ihr Herz schlug dort, wo sie bestürzende Feuchtigkeit fühlte und die Bereitschaft, ihn ganz in sich aufzunehmen.

Er aber lächelte wie immer, unendlich freundlich, unendlich liebenswürdig und weise. Sie saß neben ihm und konnte seinen Worten nur schlecht folgen, sah blicklos auf den See und die schon grüne Welt darum herum und wartete. Und fragte schließlich und unvermittelt, ob Wassermänner eigentlich nur reden könnten. Er blickte sie überrascht an. Beide schwiegen.

Und Lilofee schloss die Augen, fühlte seine großen, warmen Hände herbei, gab sich endlich selbst in seine Hände wie ein Tonklumpen, fühlte den festen Druck seiner Arme um ihren Leib, sein Gewicht, seine Kraft, fühlte wie ihr der Atem ausging. Und dann, als erwache sie aus einer seligen Ohnmacht, riss sie ihn an sich, nahm alles in Besitz, suchte die Feuerbrände zwischen ihren Hautflächen auf, kreiste um die Flammen, näherte sich der Glut, verschwand darin, klagte leise vor Lust und Rührung.

„Ich bin ein Wassermann“. Er sagte es ernst, als sie später nebeneinander lagen. Es klang fast vorwurfsvoll.

„Ja, ich weiß,“ antwortete Lilofee. „Willst du mich warnen?“

„Vielleicht.“

„Es ist mir egal. Oder nein, es ist gut so: du bist anders. Ich liebe dich, weil du anders bist. Anders als die da. Wild. Ungezähmt. Nicht abgerichtet, verstehst du?“

„Ich bin anders. Du hast recht. Vergiss es nicht. Wir sind anders als du. Wir atmen anders, wir verständigen uns mit Gebärden und Blicken, nicht mit eurer Sprache. Die Sonne ist nur die Helligkeit über uns dort, wo der See endet. Wir leben in einer bläulichen Dämmerung und wir leben glücklich so.“

Lilofee erinnerte sich an ihre sehnsuchtsvollen Blicke auf den Grund des Sees, wo die goldene Stadt lag, an die hellen Gestalten, die ihr gewunken hatten, an den Gesang, den sie meinte gehört zu haben. Und sie lächelte ihn an. Sie hatte keine Angst, wenn er nur bei ihr war.

„Ich hoffe, du weißt, was du tust! Du hast es gewollt. Ich habe es nicht erzwungen“.

„Eigentlich müsste ich jetzt verletzt sein, wenn du so etwas sagst. Und dass du so lange gezögert hast! Als wolltest du mich nicht.“

„Natürlich wollte ich dich. Du hast mich ganz. Wenn du willst. Deinen wilden Wassermann.“

„Ja.“

Es fing eine neue Zeitrechnung an:

Der Morgen, an dem er dort gesessen hatte, war das Ende der Vorzeit gewesen. Mit dem Tag ihrer ersten Umarmung hatte die Zeit begonnen.

Alles davor versank für Lilofee im unbestimmten Grau. Alles vorher schien nur auf ihre Liebe hingedeutet zu haben, alles schien jetzt endlich seinen Sinn empfangen, seinen Zweck erfüllt zu haben, ja die Welt schien nur geschaffen, um diese Liebe hervorzubringen.

In dieser Zeit, als der Wassermann sie aufsuchte in ihrer Welt am Ufer, zwischen den Blüten und dem Schilf, weitete sich der Himmel über der kleinen Wasserburg und floss hinüber bis übers Dorf und weiter hinter die Hügel am Horizont. Auf dem Heimweg nickte sie den Weiden zu, mit ihnen im Komplott schon lange und nun für immer befreit von der Enge der Mauern ihres Vaters.

Doch auch der kleine, karge Schlosspark wurde mit einem Mal wunderbar. Die alten, ausgetretenen Stufen am Tor hüpften unter ihren Schritten. Ihre Füße liebkosten diese alten Gefährten ihrer Kindheit und ihrer Träume und teilten ihnen mit, welches Glück ihr jetzt widerfahren war.

Der Alltag in der Burg, die Eltern, die Geschwister und Mägde, der Trubel der Sommerfeste, die Erntearbeiten, all das erreichte Lilofees Bewusstsein in diesen Tagen kaum. Lange Stunden dort schnurrten zu Sekunden zusammen und die Umarmung am Abend schmeckte wie ewige Gegenwart.

Und als die Heuernte vorüber war, fiel es kaum mehr auf, dass Lilofee ihre Nächte immer öfter am See verbrachte.

Und eines Tages sagte sie zu ihm:

„Ich werde bei dir bleiben, weil ich bei dir ein Mensch sein kann, und zwar der Mensch, der ich sein möchte“

„Du bist eine Frau, und zwar meine!“, antwortete er und lächelte über den Zorn, der um ihre Augen flog. „Du bist eine Frau. Also ein Mensch. Wo ist das Problem?“

Und als der Sommer sein Ende ankündigte und die Nächte kühler wurden, beschlossen sie, zusammen ein gemeinsames Leben zu beginnen.

Sie legten sich keine Rechenschaft darüber ab, wo sie leben würden. Gemeinsam konnten sie alle Schranken durchbrechen, die Menschen oder auch Wasserleute in sich und um sich aufgerichtet hatten. Schließlich war er ihr Schicksal, das Schicksal,

auf das sie gewartet hatte, all die Jahre über: der Herrscher ihres Sees, der Bewunderer ihres geliebten Sees, der gefürchtete Wassermann, von dem nur sie, von allen Menschen nur sie wusste, wie großartig und wie liebenswert er war!

Es war ein kühler, dämmeriger Abend im späten September. Das Laub der Bäume um den Burggraben begann, sich gelb zu färben. Die ersten Blätter der Linde im Burghof segelten in stillen Kreisen herab. Auf der Wasseroberfläche der Gräben blieben sie liegen.

Lilofee stand am Fensterschlitz und sah auf den Graben hinunter. Hinter ihr am Tisch saß die Familie. Das Abendessen war zu Ende. Es war für einige Momente ganz still. Noch brannte kein Licht.

Gleich würden die Schwestern aufstehen und in ihre Kammern gehen zu ihren Kindern oder an eine angefangene Arbeit. Die Mutter würde sich erheben, schwerfällig und müde. Und sie würde den Mägden leise und kühl die Anweisung geben, den Tisch abzuräumen.

Der Vater saß noch da mit seinem Krug Bier und stierte geistesabwesend in das Dämmerlicht. Gleich würde er aufstehen und mit erzwungener Heiterkeit einen seiner misslungenen Scherze von sich geben und dann in Richtung Rittersaal verschwinden.

„Es wird heute Abend Besuch kommen. Könnt ihr bitte alle hierbleiben. Ich möchte, dass ihr ihn kennenlernt.“

Lilofee sagte das scheinbar leicht hin. Sie allein fühlte, wie ihr Herz klopfte.

„Wer kommt“? fragte die Mutter und blickte gestört auf.

„Ihr werdet es sehen. Mein Mann, der Mann, mit dem ich gehen werde.“

Es wurde noch stiller im Raum. Keiner sagte etwas, alle schwiegen überrascht. In diesem Moment läutete die Glocke zur Vesper. Alle lauschten. Als der letzte Ton verklungen war, sagte Lilofee: „Ich dachte, ihr wüsstet es längst.“

„Wer? Sag schon!“ Vaters Stimme klang nicht böse, eher etwas müde.

„Er wohnt im See. Der Wassermann. Ich liebe ihn.“

Es war jetzt so dunkel, dass Lilofee kein Gesicht im Raum mehr erkennen konnte. Die Fragen, die Ausrufe blieben aus. Alle schwiegen wie gelähmt.

„Macht Licht“, sagte die Mutter jetzt.

Der Raum wurde klein, die Fackeln warfen unruhige Schatten an die Wände und die Decke.

Er war schon da. Er stand in der Tür und natürlich, jetzt, als sie ihn sahen, schrien sie auf.

Sein Gesicht war mit einem Mal hell erleuchtet, aber seine Gestalt stand noch verborgen im Dunkel. Lilofee ging auf ihn zu. Sie hatte das Gefühl, ihn schützen zu müssen, obwohl sie sah, dass alle vor ihm Angst hatten.

Er trat jetzt vor, seine Haut schimmerte metallisch grün im Licht der Kerzen, die nun alle entzündet waren. Er sah gut aus, stark und schön, ihr wilder Wassermann. Lilofee sah, wie sich die Schwestern aufgeregt und neugierig anstießen.

Ruhig stand er da vor den Erdenmenschen, vor denen er sich fürchtete in seinen Träumen. Aber das wusste nur sie.

Sie stellte sich neben ihn vor den Vater, griff nach seiner Hand und blickte den Vater an - gespannt erst, dann immer trotziger, je länger sie ihn ansah und Schreck, Wut und Abscheu in seinen Augen wachsen sah.

„Ich bitte Euch um die Hand Eurer Tochter Lilofee.“ Er sagte es ganz klar, im Tonfall der Menschen, die in diesem Landstrich lebten. Es hätte ein Satz sein können aus dem Munde eines jeden jungen Ritters im Land, das vor dem Meer im Norden ausgebreitet lag.

Aber er war der Wassermann, ein Wesen aus einer anderen Welt, fremd, unheimlich, ein Wesen, dessen Existenz man bisher nur geahnt hatte. Ein Wesen, das vielleicht böse und feindlich war, das einem möglicherweise Schaden zufügen könnte, das möglicherweise Macht und Gewalt hatte, die ganze Burg mit all ihren Bewohnern in den See zu stürzen!

„Nein!“, sagte der Vater und der Zorn in seiner Stimme machte Lilofee wütend.

„Er ist ein Wassermensch, ein menschliches Wesen wie wir, nur dass wir Erdenmenschen sind. Er ist der beste Mensch, den ich kenne. Ich werde ihn als Mann nehmen. Er wird gut zu mir sein“, hörte sie sich beschwörend murmeln.

„Ausgeschlossen! Das geht zu weit!“ donnerte der Vater.

„Ich gehe mit ihm. Es ist mir gleich, was ihr sagt“.

Sie nahm ihn an der Hand.

Es waren nur drei Schritte zur Tür, es war nur ein kleiner Sprung heraus aus diesem Leben, das ihr ohnehin nicht viel bedeutete, nur eine kleine Distanz, die es zu überwinden galt. Sie hatte es so nicht geplant, aber so war es auch gut.

Sie durchschritten die Tür, gingen Hand in Hand durch den dunklen, nur von einer Fackel beleuchteten Hof. Dann rannten sie hinunter zum See.

Sie sah sich nicht mehr um.